te, ihre Augen blitzten.

Da schwieg er. Ich sah lächelnd Emil an. „Es scheint doch seine Frau zu sein", sagte er kleinlaut.

der du so ruhmreich fürs Vaterland gefallen."

Unter der Decke aber antwortete eine tiefe, verschlafene Stimme: „Was hat der Alte gesagt?"

haben mit gesagt, daß hier ein gemischter Chor singt. Es sind aber lauter Männer."

„Ja, Herr das weiß ich. Aber er ist trotzdem gemischt. Einige können singen und die anderen nicht."

„Papa," schmeichelt die Tochter, werde ich den Flügel in die Ehe mitbekommen?"

„Ja, mein Kind, gewiß, aber wir wollen es deinem Bräutigam vorher lieber nicht sagen."

Kindermund.

„Mutti, kann eigentlich ein Hund, der mal eine Wurst gestohlen hat, Polizeihund werden?"

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 30 **Samstag, 28. Juli** **1928**

arbeitet sich durch den Wirbel zur Eiche hin und versuchte an dem hohen Stamm emporzuklimmen. Aber das Holz war zu glatt und schlüpfrig. Jedesmal, wenn er abglitt, stöhnte er dumpf und schrecklich, daß die Eiche vor Jammer ächzte. Endlich gelang es ihr, die Spitzen ihrer tiefsten Aeste so weit hinabzuneigen, daß der Mann die Hängematte daran befestigen konnte. Die Zweige schnellten hoch — und die Eiche schützte das junge Leben!

Dann — der Mann war wieder im Hause — sprangen die Fenster, und die Flut schoß in die Stube. Die Eiche erstarrte vor Grauen, aber dann sah sie die beiden Menschen auf den Boden flüchten. Das rasende Wasser schäumte bis an den Horizont, tief lagen die strömenden Wolken über der Flut, der Westwind trieb unheimliche Berge vor sich her. In sein wahnsinniges Pfeifen, Winseln und Heulen mischte sich kläglich und schrill der Klang einer Kinderstimme. Und dann riß der Sturm das Hausdach fort.

Wahrhaftig, solch einen Sturm und solch eine Flut hatte das Moor schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr erlebt!

Wie das Haus zitterte, ächzte, schwankte! Die Pfeiler des Vorbaues löften sich, schossen im Flutwirbel als Sturmböcke gegen die Hauswand. Einer von ihnen durchstieß die Mauer.

Durch das höllische Toben gellte der wilde und schreckliche Schrei einer Frau, die durch einen Sprung in die Tiefe das Unerträgliche abzukürzen bereit war. Gewaltig hielt der Mann sie fest. Die Moореiche hörte ihn schreien „Wir sind gerettet!" „Gerettet?" dachte sie bebend und ungläubig.

Und nun — war es nicht gut, daß der Sturm das Dach fortgerissen hatte? — nun schwang der Mann ein sehr starkes und langes Seil aus, der Eiche zu. Sie begriff, daß es sich darum handelte, dieses Seil zu fassen und so fest zu halten, daß der Mann sich daran hinüberziehen konnte. Aber an die dreißigmal mußte er es ausschwingen, bis es gelang und bis er sich mit zusammengebissenen Zähnen daran hinausschweben lassen konnte . . .

Als nach hartem Kampfe erst er, dann am festen verknüpften Seil auch die junge Frau hinübergelangt war, umarmte der Mann zum zweitenmale den starken Stamm, und die Eiche fühlte seine Tränen glühend auf ihrem Herzen. In diesem Augenblick stürzte das Haus zusammen. Fast gleichzeitig hörte der Regen auf, ein bleicher Mond beleuchtete die Verwüstung, der nichts außer der Eiche standgehalten hatte. Das Kind, rasch an das Toben der Elemente gewöhnt, weil ihnen noch nah verwandt, schlief friedlich in der Matte.

Der Morgen kam, und die Hilfsmannschaften. Während die beiden Menschen den Baum hinabstiegen, fühlten sie: nichts in der ganzen Welt sei je für sie so mächtig gewesen als er, und tief empfanden sie die Göttlichkeit seiner Kraft und Zuverlässigkeit. Das Kind schrie und streckte die Händchen nach den wehenden Blättern aus. Die Mutter hob es hoch und ließ es diese Blätter küssen, aber sie gestattete nicht, daß auch nur eines abgepflückt wurde.

„Lebe wohl, Gustav Adolf!" sagte die Moореiche, als sie die drei fortrudern sah, denn sie begriff wohl, daß man sich hier nicht mehr ansiedeln würde, und das große Erlebnis vorbei war. Sie hielt sich gerade, treu den Mahnungen der Mutter, und betrachtete nachdenklich die mit der Flut gekommenen Fische, die zwischen ihren unterhöhlten Wurzeln spielten, wie früher die Vögel in ihren Zweigen gespielt hatten, ehe der Orkan sie und ihre Brut vernichtete.

—⊙—

Anekdoten um Friedrich den Großen

Erzählt von Wilfried Diehard.

In den letzten Jahren seiner Regierung, als der große König schon recht gebrechlich war, ordnete er eines Tages — es war Winterszeit — an, daß am nächsten Morgen die Exerzierhäuser inspiziert werden sollten und man ihm sein Reitpferd vorführen möchte. Nachts setzte aber sehr starke Kälte ein, und gegen Morgen erhoben sich heftiger Wind und Schneegestöber. Der General vom Dienst meldete dies dem König, der sich gar nicht wohl fühlte, und fragte, ob der König nicht lieber fahren wollte. Friedrich aber erwiderte sehr erregt: „Wie kann er mir nur so etwas zumuten? Wenn jetzt Krieg wäre, müßte ich ja auch unterwegs sein!"

„Auch dann könnten Ew. Majestät bei so schlechtem Wetter im Wagen fahren!"

„Herr General, weiß Er, wenn ich fahre, fährt die ganze Armee!"

Ungeachtet des schlechten Wetters stieg der König zu Pferde und inspizierte die Truppen.

•

Nach einer Parade in der Friedenszeit verlieh der König einem jungen Offizier einen Orden. Der also Ausgezeichnete war aber gar nicht davon begeistert, sondern erklärte seinem obersten Kriegsherrn: „Majestät, nur auf dem Schlachtfelde darf ich einen Orden annehmen!"

„Sei Er kein Narr," entgegnete lächelnd der König, „seinetwegen kann ich doch keinen Krieg anfangen."

•

Da der alte Fritz viel schnupfte, stand auf jedem Kamin seines Schlosses eine Schnupftabakdose. Als er eines Tages im Park spazieren ging und zufällig in eins der offen stehenden Fenster sah, bemerkte er einen Pagen, der sich unbeobachtet glaubte und sich etwas Schnupftabak aus einer Dose nahm. Nach geraumer Zeit ließ sich der König die Schnupftabakdose bringen und forderte den Pagen auf, sich eine Prise zu nehmen. — „Wie gefällt dir der Tabak?" fragte der König den verwirrten Pagen.

„Ausgezeichnet, Majestät."

„Und die Dose?"

„Die ist ganz entzückend."

„Nun, dann nimm sie dir," sagte der König. — „für zwei ist sie nämlich zu klein."

•

Eines Tages meldete sich beim König ein Kandidat des Predigeramtes, der gern Prediger werden wollte, sich aber immer zurückgesetzt fühlte, da er keine guten Beziehungen hatte. Friedrich unterhielt sich längere Zeit mit ihm, und da der Kandidat einen guten Eindruck machte, trug ihm der König auf, am kommenden Sonntag über einen Text zu predigen, den er erst in der Kirche erfahren sollte.

Der Gottesdienst begann, — der Kandidat bestieg die Kanzel und sprach Gebet und Vaterunser, da endlich überreichte ihm der Kirchendiener einen versiegelten Brief. Als er aber den Brief öffnete, fand er nichts darin.

Der Prediger sah hinüber zum König, der zugegen war, und begann seine Predigt: Hier ist nichts, und da ist nichts — aus dem Nichts hat Gott die Welt erschaffen. So spreche ich denn über das inhaltreiche Wort — Nichts.

Die Predigt aber war so vorzüglich, daß der König veranlaßte, den Kandidaten sofort anzustellen.

•

Dem Oberstallmeister Schwerin schenkte der große Friedrich einst eine Schnupftabakdose mit dem Bildnis eines Affen. Schwerin ließ den Affen herausnehmen und dafür das Bild des Königs einfügen. Als er eines Tages mit der Dose in der Hand beim König vorbei tänzelte, fragte ihn der König: „Die Dose gefällt Ihm wohl?"

„Wie alles aus den Händen Eurer Majestät, besonders wenn es dero Bildnis trägt."

Das ist stark, dachte der König und ließ sich die Dose reichen. Als er sein wohlgelungenes Bild sah, meinte er lachend: „Er alter Pfiffikus, da hat Er ein besseres Bild," und überreichte ihm eine Brillantdose

—⊙—

Toto Palla

Skizze aus St. Moritz

von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Zu Toto Palla ist oft gesagt worden, sie Edelsteinaugen. Und zwar jeden Tag vielmehr jeden Abend je nach ihrer Toilette einen anderen Edelstein, einen Hyazinth, einen Topas, einen Beryll, einen Aquamarin. Heute, da sie hellrot trägt, über und über mit Silber bestickt in seltsamen, fast unheimlich viel sagenden Arabesken, die zu irgend einem archaischen, längst vergessenen Kult zu gehören scheinen, heute zu diesem hellroten Kleid hat sie, wie mich dünkt, smaragdne Augen. Zuweilen etwas gläsern, als sei der Smaragd nicht echt — grünes Glas.

Sie trinkt viel und hastig Coktails, dunkle, unheimliche Mischungen. Sind Perlen darin aufgelöst? Bei Toto Palla wäre es nicht verwunderlich. Was könnte an ihr Wunder nehmen? Man nimmt sie so wie sie ist, wie sie tanzt, wie sie lacht, wie sie Coktails trinkt. Ich nehme sie so, ich will sie so nehmen.

Aber heute ist vielleicht doch Warnung am Platz.

Schwankt die Schöne nicht schon ein wenig in meinem Arm, wird der Smaragd nicht zu gläsern? Ich sage: „Zu viel Coktail, Toto; zu viel Charleston; zu viel gelacht. Wie wäre es mit etwas ausruhen, etwas vernünftig sein?"

Abermals die helle schneidende Lache, die den ganzen Körper durchzuckt und die Zähne zwischen den breiten, feuerrot gemalten Lippen aufleuchten läßt.

„Ich ausruhen? — Das wäre Tod. Dazu hab ich noch Zeit."

Ein anderer Tänzer empfängt sie aus meinem Arm, ich sehe sie hingegossen an ihm, den mageren Arm, um den unabsehbare Perlen gewunden sind, versteift, die schmalen Finger juwelenblitzend ausgestreckt, ich sehe die Zartheit der Knöchel, das schlanke Bein durchsichtig matt unter dem Strumpf, das im Tanz ausholende Knie.

Toto Palla gehört zu einem historisch bekannten, vornehmen Geschlecht. Ihre Ahnfrauen schritten würdig im Fackeltanz mit Fürsten und Königen in dem spanischen Familienpalast in Sevilla, im Palazzo am Strande von Neapel. Da und dort hängen gewiß Bilder solcher Ahnfrauen in langen Reihen mit beängstigend stolzem, festem Blick, den weißen Hals abgehoben von mächtigen Spitzenkragen, die Hände ruhend auf den Brokatfalten des weiten Gewandes. So still, so still. Aber vielleicht tanzten auch jene Ahnfrauen um Leben und Liebe, den spitzen Dolch schon nach dem Herzen gezückt.

. . . und Toto Palla tanzt und tollt mit dem Abenteurer, der ihr so von ungefähr in St. Moritz vorgestellt worden ist, nur weil er gut aussieht. Sein unbezahlter Frack sitzt wie angegossen.

In St. Moritz ist alles so frei und leicht, vielleicht weil die Luft so frei und leicht ist. Man hat hier mehr Atem als anderswo, auch wenn man schon so verdächtig hüstelt wie Toto Palla.

Sie tanzt und tollt schon wieder mit einem anderen, mit dem frechen, neureichen Burschen, die Fürstentochter mit dem erlesenen Namen. Schier in die Luft schwingt er sie, die Schlanke, wie es sonst der Bauer mit seinem Schatz zu tun beliebte.

Weiß er die zerbrechliche Grazie Toto Pallas zu würdigen? — Der Abenteurer im unbezahlten Frack würdigt sie. Er hat ebenso edles Blut wie Toto Palla in den Adern. Aber so herabgekommen ist er, daß ihn wohl beim Tanz mit ihr der Gedanke durchzucken mag: wie wäre es, wenn ich unversehens einer ihrer strahlenden Ringe in meinen Besitz brächte, die ja ohnedies den überschlanken Fingern fast entgleiten. Sie zählt die Ringe nicht, ebenso wenig wie sie Coktails und Küsse zählt. Toto Palla zählt überhaupt nichts, kann nicht zählen.

Seltsames Geschöpf! Herabgekommen auf ihre Art wie der Abenteuerer auf seine. Sie passen zueinander. Kameraden? Ja, Kameraden. Sie ist ungefährdet in seinem Arm.

Wie sie an der Bar steht und wieder nippt, gleichsam zum Takt der Höllenmusik, schmiegsam, biegsam, als könne man ihren Körper hin und her schwingen wie ein glänzendes Band, kommt mir in Erinnerung, daß ich sagen hörte, Toto Palla habe von ihrem fürstlichen Gemahl ein Kind.

Ein Kind. — Diese Frau . . . ein Kind? — Zum Lachen. Fast lache ich. Bei diesen schlanken Hüften. Da blitzt es mich aus den nunmehr giftig grünen Augen gar seltsam an, die schmale Hand macht eine haßerfüllte, abwehrende Bewegung und die roten Lippen sagen deutlich — ich höre es genau: „Ich hasse mein Kind."

Sie läßt sich neben mir nieder, ich greife das Wort auf: „Pose?" frage ich leise, sie zu entschuldigen suchend aus irgend welcher altmodischer Anwandlung.

Leise zischt sie: „Wenn Sie wissen wollen — es ist ein Mädchen."

„Schön? Aehnlich schön wie Toto?"

„Schön wie ich. Es ist prophezeit worden . ." Sie hält hüstelnd an.

„. . . daß sie schöner wird als ich, mich berauben um Glück und Liebe Darum hasse ich das Kind."

„Darum??"

„Ich wills nicht erleben, daß sich die Prophezeiung erfüllt. Sie oder ich. Eine von uns muß zuvor sterben. Das Kind ist gesund, aber ich bin krank. Darum bin ich hier. Die Lunge hält nicht mehr lange. Soll nicht mehr lange halten. Ich will nicht. Das Leben ist nicht schön. Darum tanzen wir!"

Wie heiß sind diese Hände! Flammend heiß . . . und auch in mir eine unheimliche Wonne. Tanzen ist Töten. Tanzen wir dich zu Tode, Toto Palla, der Abenteurer, der nach deinen Ringen blickt, der neureiche Jüngling, ich, wir alle, die dich von einem Arm in den andern gleiten lassen? Tanze dich zu Tode, wie dus erwählt hast, Toto Palla! Tanze . . . Tod und Leben der Zeit.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Verlaufen

Skizze von Hildegard Diel.

Dunkel und still schläft die Sommernacht auf dem Waldhügel hinter dem Weidenhof. Unter dem dichten Buchengezweig hockt ein junger Mensch auf einem Baumstumpf. Den Kopf auf die Fäuste gestemmt, starrt er durch ein Laubloch in den fernen Lichtschein, der talwärts über dem Dorfende leuchtet. Dort tanzt jetzt die Anne — seine Anne, die ihm zwei Jahre lang ewige Liebe geschworen — im Brautkranz als Herrin vom Weidenhof. Mit ihr feiert, geladen oder als Zaungäste, das ganze Dorf. Aber nicht mehr lange. Dann wird ein heller Schein über dem Weidenhof die Festfreude verscheuchen, und ehe Hilfe naht, wird der Hof, um den die Anne ihre Liebe verkauft, zu Schutt und Asche verqualmen.

Ein dumpfes Stöhnen stößt aus der Brust des einsamen Mannes. Wilder Zorn sprüht aus seinen Augen. Wenn auch die Flammen das ganze Dorf zerfressen und die Häscher ihn erwischen und ins Zuchthaus sperren — er muß es tun. Der zusammengeballte Schmerz in ihm schreit nach einer erlösenden Tat. Nur Rache kann ihn von qualvoller Last befreien.

Ein jäher Wind springt aus den Zweigen und wirft schrill abgerissene Geigenklänge über den Waldhügel. Reiner Mertens schreckt auf. Die Finsternis um ihn erwacht. Zischeln umrauscht ihn. Mahnende Stimmen schlagen in ihm hoch: Es ist Zeit — zögere nicht. Du brauchst nur anzuzünden, der Wind besorgt das weitere. — Mit wilder Entschlossenheit strafft er sich, will aufspringen. Aber seine Füße kleben so fest im lockeren Waldboden, daß er sie nur mühsam los zu lösen vermag. Als es ihm endlich gelingt, zerrt der Wind ein seltsames Geräusch an sein waches Ohr. Lauschend schleicht er aus dem Dickicht auf den Weg hinaus, der den Wald von den Ställen des Weidenhofes trennt. Klagendes Kinderweinen schleppt sich den dunklen Hügel herauf — kommt näher — immer näher. Erschrocken springt er zurück. Wenn es nur erst vorüber wäre, sonst macht wohl noch die Altmagd auf, die einzige zurückgebliebene Hüterin des Weidenhofs.

Der Wind verkriecht sich wieder ins Waldlaub. Das jammernde Weinen, eine Weile verwimmernd, schwillt von neuem an. „Mutter — Mutter —", klagt es jetzt herzzerreißend dicht vor ihm aus dem Dunkel. Reiner Mertens zuckt zusammen. Der finstere Wald versinkt säh vor seiner Seele, ein sonniges Gärtlein blitzt darin auf — Mutterarme und -Augen, die endlos Abschied nehmen — das letzte Wort am blumenüberrieselten Lattenzaun „Bleib auf rechtem Wege, Junge". —

Das Bild erlischt. Halb unbewußt einem inneren Zwange folgend, tritt Reiner Mertens auf den Weg hinaus. Das weinende kleine Wesen — die an das Dunkel gewöhnten Augen des Mannes erkennen deutlich ein kurzes Röckchen über bloßen Beinen — weicht erschrocken zurück.

„Ich tu dir nichts. Warum weinst du denn?" Seine ruhige Stimme und die ausgestreckte Hand locken Vertrauen aus dem Kinderherzen.

„Ich hab mich verlaufen und finde nicht nach Hause," klagt es immer noch schluchzend.

„Wo bist du denn her?"

„Vom Rautenhof."

Wortlos faßt er die Kinderhand, die sich ihm vertrauend überläßt. Ich werde es bis zur Landstraße bringen, denkt er, — und dann umkehren. In diesem Augenblick tritt sein dunkles Vorhaben, von dem kleinen Erlebnis ein Weilchen verdrängt, plötzlich wieder vor ihn. Rüttelt an ihm, drängt ihn zurück. Aber als sie die Chaussee erreichen und er seinem kleinen Findling den weiteren Weg weisen will, klammert sich die kindliche Angst mit bettelndem Stimmchen an ihn. „Komm doch weiter mit, sonst verlauf ich mich wieder."

Minutenlang steht er unschlüssig. Dann macht sein Wille eine jähe Wendung. Die schon halb gelöste Männerhand, die eben noch den größten Hof der Gegend und mit ihm vielleicht das ganze Dorf zerstören wollte, krampft sich wieder fest um die Kinderhand und läßt sich von ihr fortführen, immer weiter weg von dem finsteren Waldhügel. Und indes der einsame Mann neben den trippelnden Kinderfüßen durch die Nacht wandert und das fremde Stimmchen geborgenheitsglücklich plaudert, daß es zur Musik haben laufen wollen, verebbt allmählich der Sturm in seinem Herzen. Ruhe wächst darin und eine Befreiung, als hätte er die rächende Tat schon getan, aber ohne das Gewissen zu belasten. In die von Finsternis erlöste Seele ziehen helle Erinnerungsgeister: die Heimat, die rechtschaffenen Eltern, die seit Jahren auf seine Heimkehr warten, das sonnige Nachbarkind. Im Licht jener reinen Gedanken erkennt er erschauernd, wie weit sich seine Seele in dieser Nacht vom rechten Wege verirrt und wovor ihn das sich zu ihm verirrte Kind bewahrt hat. Noch eine weitere Erkenntnis durchstrahl ihn, aufrichtend und befreiend: auch seine Liebe hatte sich verirrt. Das Mädchen, das sein Herz verkaufen konnte, wäre nicht die rechte Frau für ihn gewesen.

Immer heller und freier wird ihm zu Mute. Auch die Finsternis um ihn lichtet sich. Einzelne Sterne blinzeln durch die Wolkendecke, immer mehr durchbrechen sie sie — und als die beiden den Rautenhof erreichen, strahlt das weite Sternenall so licht und froh, als spiegele es die Freude im Himmel über die Heimkehr der Verirrten.

—⊙—

Fridericus Rex und ein Satan

Historische Skizze von Willi Dahldiek

Hamburg.

Nach der Schlacht bei Mollwitz sah Friedrich II. einen blutjungen österreichischen Fähnrich an einem Bache sitzen, wo er sich die klaffende Gesichtswunde kühlte. „Hör Er, Fähnrich," sagte Friedrich, „ein preußischer Säbelhieb im Gesicht ziert zwar mehr als zehn im Rücken; aber wegen eines so kleinen Aderlasses würde kein preußischer Fähnrich die Rückkehr ins eigene Lager vergessen."

„Majestät, als mein Pferd stürzte, brach mir ein Bein, und da erst wagte es einer Ihrer berittenen Barbiere, mich zu rasieren; dabei ritzte mich seine von Angst schlotternde Hand."

„So, so, Fähnrich, mir scheint, bei Seinem Milchbart um den naseweisen Kindermund hätte es besser eines Flickschneiders bedurft, Ihm das lose Maul zu vernähen. — Ich werde Euch zu meinen Wundärzten bringen lassen."

„Majestät, ich bitte um einen alten Gaul und freies Geleit, dann werde ich, so wahr ich Satan heiße, Ihren Reitern bald wieder die Rücken kitzeln — aber vor preußischen Aerzten flieht der Satan."

„Warum, Er neugeborener Frechdachs?"

„Majestät, was darf ein hilfloser Gefangener von preußischen Aerzten erwarten, wenn schon der König sich an wehrlosen Feinden ergötzt!"

„Nicht so hitzig, Fähnrich Satan, so war es nicht gemeint. Doch sitzt Sein Herz so wie Sein Maulwerk, dann ist Er kein übler Kerl. Wart Er ab, nachher wird Er über preußische Aerzte wohl besser urteilen, als Er es über den König tat. Wird Er dann Seinen Irrtum ebenso offen zugeben?"

„Bestimmt, Majestät!" —

Von den besten Aerzten behandelt, genas der Fähnrich schnell und zog unbehindert fort. —

Nach der Schlacht bei Caslau vermißte der König den Hauptmann Petri, den er sehr liebte. Doch am anderen Tage brachte ein Bauernfuhrwerk den arg zerhauenen Petri verbunden ins preußische Lager zurück. Ein an den König gerichteter Brief lautete: „Majestät, diesen tapferen Offizier schicke ich Ihnen zurück, weil Sie sich um ihn grämen; Ihre Sorge und die Kunst Ihrer Aerzte werden ihn bald wieder gesund machen. Nehmen Ew. Majestät dieses als mein offenes Eingeständnis meines Irrtums über die preußischen Aerzte und über Ew. Majestät selbst. Ihnen das mündlich zu sagen, gestatteten mir Ihre tapferen Reiter nicht, denn diesmal kitzelten die den Rücken des Satans, derzeit Fähnrich der österreichischen Reiterei."

Da entsann sich Friedrich jenes Milchbarts von Mollwitz, wandte sich zu Zieten und sagte: „Zieten, der Satan hat auch das Herz auf dem rechten Fleck." —

Bei Beginn des zweiten Schlesischen Krieges, während des Rückzuges der Preußen aus Böhmen, griff eine handvoll österreichischer Reiter hartnäckig eine festgefahrene preußische Batterie an. Wie die leibhaftigen Teufel preschten die Reiter immer wieder aus einem nahen Walde heraus und richteten unter den Preußen eine heillose Wirtschaft an. Kanonen blieben stehen, weil die Pferde getötet waren oder die Bedienung auf den ausgespannten Pferden floh. Das Knäuel von Menschen, Pferden, Kanonen, Fahrzeugen wurde immer ärger und schien unentwirrbar. Nur die Oesterreicher wanden sich immer wieder rechtzeitig heraus.

So wollte der Befehl des Königs, die österreichischen Teufel zu fangen oder so zu verhauen, daß ihnen das Spiel vergehe, nicht gelingen; immer verschlang der dichte Wald sie rechtzeitig. Erbost wandte Friedrich sich schließlich an den Führer einer Eskadron: „Rittmeister, vertreib Er mir mit seinen Dragonern die Musjöhs; laß Er die verfluchten Kerls zur Hölle fahren!" Da gelang es, die Oesterreicher im Dickicht zu überraschen. Vor den König gebracht, sagte deren junger Leutnant: „Majestät, diesmal ist der Satan wahrhaftig mitten zwischen Ihre Truppen gefahren!"

„Ei, ei, muß Er mir denn überall über den Weg laufen? Gratuliere zum Leutnant. Ich würde einem solchen Satan aber einen höheren Rang geben; nehme Er also bei mir Dienst als Rittmeister."

„Majestät, so lange meine Kaiserin mich nicht von meinem Treueid entbindet, so lange diene ich ihr, gleich ob als Leutnant, Rittmeister oder General."

„Gut, Leutnant, wenn Seine Kaiserin Schlesien, Seine Heimat, demnächst wieder an mich abtritt, soll sie mir auch Ihn überlassen."

„Majestät! Wenn Ihre Armee in der Richtung weiterläuft, die sie inne hat, wird der Satan eher als Engel in den Himmel einziehen, als Sie in Schlesien!"

„Scher Er sich zum Teufel, Satan! Ich . . ."

„Also irrte ich mich, als ich glaubte, hier sei der Satan zwischen seinen Brüdern." Dabei riß der Leutnant sein Pferd herum und jagte, mitten zwischen den verblüfften Preußen hindurch, davon. Stumm sah der König ihm nach, bis er im Walde verschwand. Dann sagte Friedrich zu Zieten: „Zieten, mag er laufen; aber hätte die Kaiserin zehntausend solcher Satanasse, dann wären wir längst zum Teufel." —

Nach dem Frieden von Dresden aus dem österreichischen Dienst entlassen, versuchte Satan zu Anfang des Siebenjährigen Krieges bei der Reiterei Friedrichs des Großen Dienst zu nehmen. Doch jetzt ließ der ihm sagen, die preußische Armee bestehe schon aus lauter verteufelten Kerls, da brauche er keinen Satan mehr. Der alte Zieten aber stellte ihn heimlich als Rittmeister „Engel" bei seinen Husaren ein. Bald waren Engels Husarenstreiche armeebekannt, und da begehrte der König ihn zu sprechen. Aber erst in der Schlacht bei Kunersdorf trafen sie sich. Dort wurde hie und da der Rückzug der Preußen zu regelloser Flucht. Im

einem besonders gefährdeten Orte verhütete eine einzige Eskadron Husaren die Vernichtung mehrerer Infanterie-Regimenter dadurch, daß die Husaren den attackierenden Russen keck in die Flanke ritten; aufgelöst, in wilder Hast, flohen die Russen.

„Wie heißt der wackere Rittmeister?“ fragte Friedrich.

„Engel.“

Da ritt der König nach dem Kampfplatze. Mühsam richtete der verwundete Rittmeister sich hoch: „Majestät, ich konnte nicht zu Ihnen kommen — ich hätte Wichtigeres zu tun.“

„Sooo? — Aber ist Er nicht der Satan?“

„Majestät, Zieten machte aus dem Satan diesen Engel, aber erst die Russen verhalfen mir zur Heimfahrt in den Himmel.“

Wenn nun auch die tüchtigsten Aerzte die Himmelfahrt dieses Engels noch verhüteten, so war er zum Kriegsdienst doch nicht mehr verwendbar.

„Hör Er, Rittmeister Engel,“ sagte später der König, „ich kann auch in meiner Verwaltung wackere Männer brauchen, aber keinen Satan, und zum Engel taugt Er nicht; deshalb heißt Er jetzt Mackermann und ist Landrat. Bleib Er ein Mann seines neuen Namens, sei Er für die einen nicht Satan und für die andern nicht Engel. Sei Er gerecht!“

Spuk in der Hütte

Skizze von Walter Mittasch.

Vom „hohen Kreuz“ herab ins Tal, — da gab es nur einen Weg. Der war recht steil und mit Steinbrocken überstreut. — Ist man zudem noch arg verliebt und richtet die Augen nicht auf die phantastischen Schönheiten des Gebirges, sondern läßt sie auf Eroberungen ausgehen, so kann sichs fügen, wie es der schönen Isabella Bodenheimer erging: sie trat auf ein glattes Steinchen und zeigte durch ein melodisches Quieken an, daß sie sich „beinahe“ den Fuß gebrochen habe. Mama Bodenheimer sprudelte auf in Entrüstung und Besorgnis, zumal sie in einer gewissen Aufregung war wegen der Gewitterwolken, die sich hinter dem vereisten Graukogel zu einem drohenden, schiefergrauen Klumpen zusammengeballt hatten — Und wenn nicht der Assessor von Brandenstein gewesen wäre . . .

So aber konnte Brandenstein den barmherzigen Samariter spielen und durfte Isabella, die sich wie eine aus Todesgefahr Gerettete gebärdete, über den holprigen Pfad geleiten. Aber da der Fuß wie „höllisches Feuer brannte“ und das Mädchen „nur „schleichen konnte wie eine Schnecke“, — so schien der weite Weg ins Tal unmöglich, und der Assessor schlug vor, in der Schutzhütte zu übernachten.

Die Schutzhütte duckte sich wie ein verwunschenes Ding in einem dämmerigen Waldwinkel. Unter schiefhängendem Dach waren kleine Fenster, hinter denen drohende Finsternis stand. Große Schirmtannen ragten ringsum wie geheimnisvolle Riesen in zotteligen Talaren. Irgendwo unter Klettergebüsch rieselte ein unsichtbares Bächlein.

„Die Hütte,“ sagte Frau Agathe, „sieht wie eine Räuberhöhle aus, die auf ihre Bewohner lauert. Da — was ist das?!“

Hinter dem Schornstein hervor schoß pfeifend ein Habicht und prasselte in die Schirmtannen hinein.

Die Türe klappte leise im Winde, als würde sie von unsichtbaren Gespensterhänden bewegt.

„Wollen wir nicht doch lieber . . .“ murmelte Isabella. Aber da kam über den Wald das drohende Gebrumm eines fernen Donners.

„Nur Mut!“ ermunterte Herr von Brandenstein und schob die Damen in die Hütte. — Sie kreischten beide auf, und Isabella klammerte sich so gewaltsam an ihren Ritter, daß dieser noch eben das Monokel retten konnte.

„Was — was — ist?“

„Da! Sehen Sie nicht?“ deutete Frau Agathe.

Im Winkel, von Schatten umsponnen wie von Spinngeweben, saß ein Mann. Seitlich von ihm stand eine brennende Stallaterne. Die tauchte das Gesicht des Menschen in ein rostiges, einseitiges Rot, von dem ein schwarzer Schnauzbart hart abstach. Listige Aeuglein, wie die eines Iltisses funkelten unter eines schäbigengrünen Filzes Rand hervor. Der unheimliche Geselle qualmte eine Maserpfeife. Es war, als wollte er sich in Schleier hüllen . . .

Der Herr Assessor stolzierte in den Winkel, stellte sich schneidig vor: „von Brandenstein!“ erntete aber nur ein ironisches Gebrumm. Doch gelang es ihm, die Damen Bodenheimer zu beruhigen, Isabella auf ein Heulager zu betten und mit zärtlichem Geflüster, das die Mutter wohlwollend nicht beachtete, über das Abscheuliche hinwegzuhelfen. —

In den Schirmtannen brandete der Wind. Geheimnisvolle Töne: seufzendes Knarren, — klagende, fremde Rufe von Tieren zogen heran. Isabella wollte munter bleiben; aber sie glitt doch schließlich auf einem leise treibenden Boot über tiefem, dunkelndem Wasser in das Land des Schweigens.

Ein Traum durchdrang ihre Seele: Da war ein Wald, von sonderbaren, hohen Bäumen, die wie aus Asche geformt erschienen. Ueber vierkantigen Stämmen schwebten regungslose, verstaubte Kronen. Wunderlich verkrümmte Aeste trugen dürre, tote Blätter. — Und von jedem Baum herab hing eine graue, grüngezeichnete Schlange. Diese Schlangen hatten sehr breite Köpfe und rubinrote Augen. Isabella mußte unter den Bäumen hingehen, — auf einem blutroten, schlüpfrigen Pfad. Sie ging tief gebückt, um den Schlangen auszuweichen, die drohend hin und her pendelten und die alle gleich lang waren. — Aber dann gab es plötzlich eine Schlange, die war länger als die anderen. Sie reckte sich tief und legte sich würgend, wie ein heißes, klebriges Seil um Isabellens Hals . . .

Das Mädchen schrie im Traume auf, zuckte hoch, sah sich in der Hütte um.

Im graugelben Dämmer standen die leblosen Dinge, als wären sie nur verzaubert. Der Unheimliche im Winkel schnarchte dröhnend. Es klang wie das Knurren einer rostigen Säge, die Steine zerfrißt.

Im Stroh saß, aufrecht, Herr von Brandenstein. Als lauere er auf etwas . . .

Isabella sah sich schläfrig um, lächelte ihrem Ritter zu. — Der Fremde im Winkel schnarchte weiter.

„Sonderbar . . .“ dachte Isabella. „Er schläft doch? Schien es nicht eben so, als habe er flüchtig die Augen geöffnet? Mir war, als hätte ich das Weiße darin leuchten sehen. Gruselig ist das . . .“

„Seien Sie unbesorgt —“ tuschelte Brandenstein aufgeregt. „Niemand tut Ihnen etwas. Schlafen Sie weiter . . .“

Der Wind schlich mit einem girrenden Seufzen um die Hütte; der Bach gurgelte wie Blut, das aus einer Wunde rann.

Und Isabella versank abermals in den wehenden, wogenden Wiesen des Traumlandes . . .

Mit des Morgenrotes Lichtfanfaren flog ein Häherruf in die Hütte. Isabella wachte auf und hob sich aus dem sanft knisternden Heu. — Die Gespenster der Nacht waren verschwunden. Der Fuß schien wieder gesund zu sein.

Rasch sprang sie hoch, blickte lächelnd auf die noch stilvoll schnarchende Mutter und wollte Herrn von Brandenstein mit einem zärtlichen Blinzeln begrüßen. Aber der Herr Assessor war nicht in der Hütte.

Isabella ging auf Zehenspitzen zur Tür. Und dort unter der ausgestopften Eule, die an das Holzwerk genagelt war, prallte sie gegen den schwarzbärtigen Sonderling, der mit in der Hütte übernachtet hatte. Dicht neben ihm stand der Herr von Brandenstein. Ohne Monokel; aber mit einem stählernen Kettchen an das Handgelenk des Fremden gefesselt.

„O“, entsetzte sich Isabella, „was ist nun —?“

„Mein Fräulein,“ sagte rauh und scharf der Fremde, „ich bin der Kriminalkommissar Bergner. Und dieses hier ist der berüchtigte Hochstapler und Hoteldieb, den man den „schneidigen Max“ nennt. Es ist mir endlich gelungen, ihn dingfest zu machen. — Und da, bitte, haben Sie Ihre wertvolle Kette wieder, die er Ihnen heute Nacht vom Halse gestohlen hat. — Wollen sich der Herr Assessor nun gefälligst zu Tale bemühen? Auf die Gesellschaft der Damen legen Sie doch wohl keinen Wert?“ . . .

Und die beiden verschwanden im blauen Morgennebel.

Tschela

Skizze von Rudolf Claaßen.

„Es ist alles ein Dreck, ob Sowjet oder Zar! — Gib mir noch ein Glas Wodtka, Väterchen,“ sagte Iwan Kasarinow und schob sein Glas über den schmierigen Tisch, holte Machorka und zerknüttertes Papier aus der Tasche, drehte sich eine Zigarette und entzündete diese an der in der Zimmermitte hängenden qualmenden Petroleumlampe.

Chasidim streichelte seinen langen, weißen Vollbart, griff nach seiner Flasche, wischte sie am Aermel seines Kaftans ab und goß das ihm zugeschobene dickwandige Glas halb voll. „Du solltest nicht so viel saufen, Brüderchen. Man studiert nicht gut mit einem Kopf voll Fusel.“

„Es ist alles ein Dreck. Des Zaren Wodka roch genau so wie der der Sowjets. Früher berauschte er nur schneller. Man sollte euch Konzessionären das Wasser wie den Schnaps zuteilen. Die Monopolverwalter sind alle Spitzbuben. — Da, mein Glas hast du Gauner mir nur halb voll eingeschenkt.“ Iwan trank hastig, stellte das leere Glas wuchtig auf den Tisch und spukte in die Stube.

Die Tür ging auf. Drei Männer traten ein und sahen sich in dem düsteren, qualmerfüllten Raum suchend um. Chasidim sprang von der Ofenbank auf und verneigte sich. Die drei setzten sich, ohne viel zu fragen, an seine Stelle, bestellten Wodka, den der Jude mürrisch einschenkte, denn er ärgerte sich, daß er von seinem warmen Sitz verdrängt war.

„Gib uns auch etwas zu essen!“ sagte Kosjinski, einer der soeben Eingetretenen, den man an dem roten Sowjetstern und der Armbinde als Kommissar der Tscheka erkannte. Wieder verneigte sich Chasidim und eilte in die Küche, um das Gewünschte zu besorgen. Als er an Iwan vorbei kam, flüsterte er ihm zu: „Rede keine Dummheiten, Brüderchen. Die Tscheka versteht keinen Spaß.“ Mit flüchtigem Blick sah Iwan hinüber nach dem Ofen und drehte sich gähnend eine neue Zigarette.

„Gib mir auch Tabak!“ sagte der Kommissar, schielte mit einwärts gerichteten Augen lauernd in unbestimmter Richtung herüber, streckte seine Hand mit den stupsigen, ringgeschmückten Fingern über den Tisch, und die von seiner Stirn über die Wange bis zum Kinn verlaufende breite Narbe leuchtete wie ein brennendes Ausrufungszeichen.

Iwan griff in die Tasche, reichte wortlos Tabak und Papier hinüber. Hastig griff der Kommissar zu, sein Gesicht verzog sich zu einer teuflisch grinsenden Grimasse. „Hier, die Genossen wollen auch rauchen, gib ihnen Tabak!“

„Die anderen mögen ihren eigenen Tabak rauchen. Ich will noch etwas für mich behalten,“ erwiderte Iwan und blies den auf dem Tisch verstreuten Tabak herunter.

Der Kommissar Kosjinski schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das wurmstichige Holz knackte, erhob sich stellte sich breitbeinig vor Iwan auf. „Du scheinst mir ja ein schöner Freund der Sowjets zu sein? — Für dich? — Du Bourgeois, dir vergaßen wir das Genick abzudrehen! Komm einmal näher, Bürschchen!“ — Iwan rührte sich nicht, musterte seinGegenüber mit funkelnden Augen.

Mela, Chasidims Tochter, trat ein, stellte Brot und gesalzenen Fisch auf den Tisch und wollte sich mit einem „Mag es Euch gut schmecken!“ entfernen. Der Kommissar vertrat ihr jedoch den Weg. — Mela war auffallend schön und jung. Das krause, blau-schwarze Haar war zu zwei dicken Zöpfen geflochten, die über dem knospenhaften Busen hingen. Die Augen brannten wie verhaltenes Feuer, und um die kirschroten Lippen spielte ein verwirrtes Lächeln. Vor den Blicken des Mannes errötend, hefteten sich ihre Augen auf den schmutzigen Fußboden. Der Kommissar ging auf sie zu, legte seine häßliche Hand unter ihr Kinn und zwang sie, ihn anzusehen. Seine schielenden Augen musterten sie vom Scheitel bis hinab zu den zierlichen, gestickten Tartarenstiefelchen. „Sieh an, was für ein Juwel der alte Chasidim verborgen hält! — In Sowjetrußland ist alles gemeinsames Gut — auch die Weiber. Du mußt uns etwas vortanzen, mein Täubchen!“

Mela schüttelte hastig den Kopf. Die in der Ofenecke stimmten kichernd eine Balalaika. Chasidim stand in einer dunklen Ecke und rang wortlos, verzweifelt die Hände. Iwan ließ kein Auge von dem Mädchen.

Der Kommissar lachte roh. „Spiel Kasjik, spiel mir einen Kosak, ich will diesem zarten Mäuschen beibringen, wie man tanzt!“ Die in der Ofenecke spielten einen Donkosakentanz, der so wild war wie das Land und seine Menschen, sangen gröhlend den Text dazu.

„Komm, mein Täubchen!“ Er legte seinen Arm grinsend um sie. Mela sträubte sich heftig. „Was, du willst nicht?“ Er ließ sie stehen und umsprang sie, von der feurigen Musik angefacht, in wildem Wirbeltanz, johlte und klatschte zum Takt der immer rasender werdenden Musik, warf seine Lammfellmütze bis an die verräucherte Decke drehte sich hockend wie ein Kreisel. Mela zitterte vor Angst, konnte sich nicht rühren. Da zog der Kommissar seinen Dolch und warf ihn so geschickt, daß er in der Wand über Iwans Kopf surrend stecken blieb, dann stürzte er sich mit keuchendem Atem auf Mela, wollte sie, die sich heftig sträubte, küssen.

Da packte Iwan ihn am Kragen und warf ihn in die Ecke gegen den Tisch, der ächzend in sich zusammenbrach. „Hundesöhne!“ zischte er, „ich werde Euch lehren, was es heißt, eine Frau belästigen!“ — Im Zimmer lag trotziges Schweigen.

Der Kommissar war mit dem Kopf auf die Tischkante gefallen. Er blutete an der Stirn. Mit geballten Fäusten erhob er sich und brüllte: „Faßt ihn! Dieser verdammte Bourgeois wagt es, sich an einem Tschekakommissar zu vergreifen? Er wagt es, sich für ein Weib einzusetzen, das nicht mit ihm registriert ist? In Sowjetrußland sind alle unregistrierten Frauen Gemeingut, jeder hat das Recht, sie nach seiner Art zu umwerben. Warte, mein Bürschchen. Im Ural wird dir dein Mütchen schon vergehen! Morgen, morgen wanderst du nach Sibirien!“

Iwan hielt den nach ihm geworfenen Dolch in der Hand und suchte an der Wand Rückendeckung. Der Kommissar brüllte: „Na, wirds bald?“ Ein Stuhl sauste durch den Raum, traf Iwan. Nach kurzem Handgemenge war er von den geübten Tschekisten überwältigt. Als man ihn gefesselt abführte, blickte er sich noch einmal nach Mela um. Dafür versetzte ihm der Kommissar einen Faustschlag ins Gesicht.

Mela lag ohnmächtig an der Erde. Chasidim hob sie auf und bettete sie auf der Ofenbank. —

Als Iwan anderen Tags — ein nach Sibirien Verbannter — mit anderen Gefangenen durch die Straße geführt wurde, sagte er: „Es ist alles ein Dreck, ob Sowjet oder Zar!“ Ein Tschekist versetzte ihm einen Kolbenschlag, daß er taumelte.

Der Zaun

Humoreske von Bessy Rel.

Brömmelmann besaß das schönste Grundstück am See. Ein kleines Paradies, dem zur Vervollständigung nur die Eva fehlte, denn Brömmelmann war Junggeselle aus Ueberzeugung, worin er von seiner Bulldogge „Prell“ unterstützt wurde. Der Hund verachtete alles weibliche so gründlich, daß er es nie unterlassen konnte dieser Verachtung bei jeder Begegnung mit einem Frauenkleid Ausdruck zu verleihen.

Ein hoher Bretterzaun schützte Brömmelmanns Grundstück vor der Neugierde der Spaziergänger, die an schönen Sonntagen den schmalen Weg an seinem Garten entlang gingen, um einen Blick über den See zu werfen. Hinter dem Zaun wanderte dann Brömmelmann auf und ab — in einem dünnen Lüsterjäckchen, eine verblichene Seidenmütze auf dem Schädel und das kleine enge Gesicht voll boshafter Freude. Wie sie draußen schnauften, um ein bißchen Wasser zu erblicken, das er, Brömmelmann, kilometerweit sehen konnte! „Ja, rechtzeitig zufassen, meine Herrschaften. Für Papier konnte man einmal Grund und Boden einstechen. Nur rechtzeitig, meine verehrten Herrschaften, die Zeiten ändern sich heute über Nacht.“

Brömmelmann hatte Recht. In einer einzigen Nacht änderte sich auch für ihn die Zeit. Der alte gelähmte Nachbar, dessen Garten an den seinen grenzte, starb und in der gleichen Nacht auch seine Gefährtin. Und nach zwei Wochen lärmten die Handwerker im Nachbarhause. Ein fremder junger Mann mit wehendem Haar schlenderte durch den Garten, besah sich den halbverfallenen, niedrigen Zaun vor Brömmelmanns Grundstück und winkte einem blonden weiblichen Wesen, das quer über den Rasen rannte. „Schau doch mal, Lyddie, — ein Paradies.“

Lyddie, das blonde Wesen, klatschte in die Hände und flog dem jungen Manne um den Hals. „Hier wird sichs herrlich leben.“

Drüben knurrte etwas. Es war Prell, bereit, der Weiblichkeit nebenan seine Verachtung auszudrücken. Brömmelmann hielt ihn am Halsband fest. „Recht hast du, aber hier bleibst du. Soll ich etwa dem Fledermisch da drüben noch obendrein die viel zu kurze Fahne bezahlen?“

Es waren ein Maler und seine Frau, beide jung und vergnügt, und hatten stets den Garten voller Gäste. „Das Schönste ist doch der Blick“, sagten alle und schauten in Brömmelmanns Paradies.

„Nun ja, eben deswegen,“ lachte der Maler. „Für das alte Haus und meine paar Hecken hätte ich wahrhaftig nicht das viele Geld ausgegeben.“

Hinter dem verfallenen Zaun knurrte es. Brömmelmann hielt Prell am Halsband fest. „Recht hast du, aber laß mich erst nachdenken.“

Brömmelmann dachte nach. Eine Woche später kamen zwei Zimmerleute, und nach einer weiteren Woche stand ein hoher Bretterzaun an Stelle des kleinen verfallenen. Brömmelmann wanderte dahinter auf und ab, das kleine enge Gesicht voll boshafter Freude. „Das Schönste ist doch der Blick, nicht wahr, meine Herrschaften.“

Jenseits des Zaunes, der ihm das Paradies verperrte, stand der Maler, wedelte mit der Hand in seinem wehenden Haarschopf herum, rief: „Ich habs“, und stürzte davon. —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Brömmelmann hatte herrlich geschlafen und wanderte hinter seinen beiden Zäunen auf und ab. — Wie schön war doch das Leben! Man hatte alles, was man sich nur wünschen konnte. Ein Haus, einen Garten und seine Ruhe. Mochten sich die Menschen jenseits seines Zaunes um ihr bißchen Hab und Gut schlagen. Mochten sie hungern oder sich mästen, froh oder traurig sein, — was gings ihn an? „Ja, — rechtzeitig einen Zaun ziehen, meine Herrschaften, einen Zaun gegen seine lieben Mitmenschen, — haha!“

„Haha! — lachte es jenseits des Zaunes. Und wieder „haha — und hahaha!“ und ganze Kaskaden von Hahahas. Immer dicht an seinem Grundstück.

Brömmelmann wollte sehen, was es für die draußen wohl zu lachen gab, aber er konnte nicht, — er war ja hinter dem Zaun. —

Ein qualvoller, endloser Sonntag. Was mochte es wohl sein? Die Spaziergänger hörten heute nicht auf. Die ganze Stadt schien sich hier auf dem schmalen Wege zwischen den Gärten bis in die Nacht hinein ein Stelldichein zu geben. Am Montag in aller Frühe stürzte Brömmelmann hinaus. Da sah er sich — überlebensgroß — drüben beim Nachbar auf den neuen Zaun gemalt in Lüsterjäckchen und Seidenmütze, während Prell, die Bulldogge, einer Dame in Hellblau mit hoch erhobener Pfote seine Verachtung bezeigte.

Brömmelmann schäumte und war bereits um acht Uhr auf dem Rathaus. Ein gutmütiger Wachtmeister kam mit. Er betrachtete schmunzelnd den gemalten Herrn Brömmelmann und Prell, den Verächter.

„Nicht schlecht, — wirklich nicht schlecht. Diese Aehnlichkeit. — Der Mann ist wohl Porträtmaler?“

„Ein Schuft ist er und wenn bis heute mittag 12 Uhr die Schmiererei nicht entfernt ist, gehe ich persönlich zum Bürgermeister. — Versteh'n Sie?“

Punkt zwölf Uhr war der gemalte Brömmelmann nebst Prell und der verachteten Dame unter einer braunen Farbschicht verschwunden, der ungemalte jedoch wanderte boshaft lächelnd den ganzen Tag hinter seinen Zäunen auf und ab, saß am Dienstag in seinem Angelkahn, betrachtete am Mittwoch seine 27 Rosenstöcke und erfreute sich bis zum Sonnabend an den übrigen Schönheiten seines eingezäunten Paradieses.

Am Sonntag morgen schritt er hinter dem neuen Zaun auf und ab und klopfte mit dem Zeigefinger an die Bretter. „Nun, mein lieber Herr Rafael, was macht mein Porträt? — Haha!“

„Haha!“ lachte es im schmalen Weg und „„Hahaha“ und ganze Kaskaden von Hahahas.

Diesmal war es nur Herrn Brömmelmanns unverkennbare Rückseite mit fliegendem Lüsterjäckchen, die auf das Rathaus zustürzte, während Prell, der Verächter, in seinem fletschenden Gebiß einen Riesenpinsel hielt. Diesmal ging Herr Brömmelmann zum Rechtsanwalt. Aber der Fall gestaltete sich schwierig, denn der Zaun war am Montag schon wieder unschuldig braun.

„Warten wir bis zum nächsten Sonntag“, meinte der Anwalt.

Am nächsten Sonntag war der Zaun mit einer Lämmerherde bemalt, die zwischen Vergißmeinnicht und Gänseblümchen weidete.

„Ein hübsches, friedliches Sommerbild,“ meinte der Anwalt. „Der Mann kann etwas.“

„Ja, — gemein sein kann er, der Schuft.“

Auf eine polizeiliche Vermahnung hin erwiderte der Maler in einem artigen Schriftsatz, daß der häßliche Zaun sein ästhetisches Empfinden verletze, was er durch kleine Malereien vorübergehend zu beheben versuche. Und was den Vorwurf eines Porträts des Herrn Brömmelmann beträfe, so bitte er um genaue Bezeichnung desjenigen Exemplars der Schafherde, mit dem sich sein verehrter Herr Nachbar identisch fühle, damit er das schuldige Objekt sofort mit seinem Pinsel vernichte.

Brömmelmann war zu sprachlos, um darauf zu erwidern. Aber am nächsten Morgen war ein Schaf weniger auf dem Zaun, und im Hintergrunde stand ein Wolf und leckte sich das Maul. Am nächsten Tage fehlte ein zweites Schaf und am übernächsten ein drittes, und der Wolf kam immer näher und wurde immer dicker, und zuletzt stand er ganz allein — riesengroß und aufgeblüht — zwischen Vergißmeinnicht und Gänseblümchen, während Prell in einer Ecke die Pfote hob.

Als Brömmelmann an diesem Tage endlich die Sprache wieder fand, war der Maler verreist. Auf zwei Monate — wie man sagte.

Es war September, als der Maler wieder kam. Sein erster Gang galt dem Garten. Der hohe Zaun war fort. Nur ein kleines Staketenzäunchen stand halb verborgen zwischen herbstlichen Hecken. Einzelne Brettchen trugen noch Farbspuren. Und als der Maler näher kam, sah er hier und da ein Gänseblümchen oder ein Vergißmeinnicht.

Das Erlebnis der Mooreiche

Skizze von Else Stahl.

Die junge Eiche wußte natürlich nicht, als wieviel tausendstes, wenn auch scheinbar einzig lebensfähiges Kind — denn rundherum war baumlose, moorige Ebene — der sehr ansehnlichen Mutter sie auf die Welt gekommen war. Sie wußte überhaupt nicht viel außer den Ratschlägen und Geschichten der Mutter. Diese Ratschläge beschränkten sich freilich auf Ermahnungen zu unablässigem Wachstum und gerader Haltung gegenüber den Weststürmen, und die Geschichten handelten alle von dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der ein Jugendfreund der Mutter gewesen war und dessen Zelt einmal einen ganzen Herbst lang neben ihr gestanden hatte — sie hoffte immer noch heimlich auf seine Rückkehr —, aber man konnte doch vieles daraus lernen. „Ja, damals war ich noch jung, aber heute bin ich schöner,“ sagte die sehr ansehnliche Mutter, „das haben wir Eichen vor den Menschen voraus.“ Und das war schon etwas, was man mit Vergnügen lernte. Einmal aber, gerade während eines Unwetters, sagte die alte Eiche: „Und hüte dich vor der Liebe und den Menschen!“ Aber ob das nich: nur ein Ausfluß langsamer Verbitterung war — denn der Schwedenkönig kam augenscheinlich nicht wieder — blieb ewig unentschieden. Denn in derselben Minute fuhr ein feuriges Schwert auf die Mutter zu, und ein entsetzlicher Donner übertönte die letzten Seufzer der Zusammenstürzenden.

Nun stand die junge Eiche ganz allein im meilenweiten Moor, wurde immer älter und schöner, dachte über die Liebe und die Menschen nach und sehnte sich nach dem großen Erlebnis. Da kam Gustav Adolf. Wenigstens hielt die Moreiche ihn dafür, da er sehr blond und blauäugig war und die Ratschläge der sehr ansehnlichen Mutter in bezug auf Wachstum und Haltung befolgte und sie liebte ihn sofort. Der Mensch, erschöpft von langer Sonnenwanderung, umarmte den Baum mit dankbarer Zärtlichkeit. So schlossen sie Freundschaft.

In den nächsten Monaten war die Moreiche so glücklich wie nie zuvor und nie nachher. Sie sah ihren Freund, der in einer Bretterbude in ihrem Schatten wohnte, den ganzen Tag über messen und rechnen, und in den Morgen- und Abendröten empfing sie ihn in ihren starken Armen zu einem jubelnden Lied. Freilich hörte sie auch einen zweiten Menschen, der ihr sehr unsympathisch war, schon weil er die Ratschläge der sehr ansehnlichen Mutter augenscheinlich nie befolgt hatte, sagen: „Sie wollen sich hier ansiedeln? Ja, denken Sie denn gar nicht an das Grundwasser? Das Moor liegt sehr tief — ein anormales Regenjahr — und wenn die Flußdämme reißen?“

Die Moreiche fühlte die Neigung umzustürzen und den Unsympathischen zu erschlagen. Zu ihrer Freude aber kümmerte sich Gustav Adolf um nichts. Er baute, und eines Tages war Richtschmaus, und eines zweiten Tages Hochzeit, und eines weiteren Tages Kindtaufe — drei ganz hohe Festtage für die glückselige Moreiche, die hunderte von herrlichen Jahren vor sich sah.

An einem frühen Märztag sagte Gustav Adolf: „Morgen wollen wir zu pflügen anfang!“ Aber es kam nicht dazu, denn über Nacht begann es in Strömen zu regnen.

Es regnete den März über und den April über und in den Mai hinein. Das Moor wurde ein uferloser See, wie ihn die Eiche noch nie gesehen hatte, das Wasser drang aus dem Keller ins Erdgeschoß. Niemand konnte mehr aus dem Hause, ein Boot gab es nicht, und die Menschen draußen dachten nicht an die Leute im Moor.

„Es muß ja einmal aufhören“ beruhigte Gustav Adolf. Aber es hörte noch lange nicht auf. Eines Nachts schlug eine gewaltige Brandung an der Moreiche empor, sie sah die junge Frau das Fenster aufstoßen und vor der heranrollenden Woge entsetzt zurückfahren. „Die Dämme sind gebrochen!“ flüsterte sie und sank um. Der Mann sprang hinzu und schloß das Fenster. Nach einer Sekunde kam er aus der Tür gesagt, ein wimmerndes, in Decken und eine Hängematte gewickeltes Bündel im Arm,